

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

44. Sonnabend, am 3. Juni 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Seva, indische Erzählung von Mery. In's Deutsche übersezt von Emilie Wille. Leipzig, bei C. C. Kollmann. 1843.

Nur selten wird dem Leser aus der Region neu erschienenen Werke eine in jeder Hinsicht so interessante Lectüre geboten, als diese indische Erzählung. Reich an Handlung, originell in der Art und Weise der Schilderung derselben, voll Wisz und Laune, die Hauptpersonen des Romans bis zu dem Entsetzlichsten führend, was nur irgend das Leben bieten kann, aber alles in einer so geistreichen und anziehenden Manier geschildert, daß nur wenige sich früher von diesem Werkchen trennen werden, ehe sie es nicht bis zum Schlusse durchlesen. — Der Reichthum der indischen Natur mit seinen colossalen Dimensionen der Thier- und Pflanzenwelt, der tiefe und richtige Blick, den der Verfasser in den Character dieses Volkes wirft, und den die so meisterhaft gelungene Uebersetzung wiedergiebt, trägt nicht wenig dazu bei, diesen Roman als einen der gediegensten der neueren Literatur zu bezeichnen. Schon die Beschreibung der Tigerjagd am Ufer des Lutcheni, obgleich sie nur einer der vielfachen Abschnitte dieses Werkes ist, ist hinreichend, das Interesse für dasselbe dauernder zu fesseln.

Nur ein armes Dienstmädchen. Lebensbilder aus den höheren und niederen Kreisen. Von Amalie Winter.

Memoiren einer Unvermählten. Von derselben Verfasserin. Leipzig, bei C. C. Kollmann. 1843.

Diese beiden Romane von einer und derselben Verfasserin, deren Name genügend für den Werth ihrer Schriften spricht, weichen so entschieden von einander hinsichtlich des Gelungenen derselben ab, daß es für den unparteiischen Beurtheiler um so auffallender ist, sobald er sich der früheren Leistungen dieser rühmlichst bekannten Schriftstellerin erinnert. So geistreich, o treffend und psychologisch treu „die Memoiren einer Unvermählten“ uns ansprechen, so herrlich gelungen alle jene Zeichnungen in diesem, obwohl im Geschmack des ancien regime gefärbten Romane sind, so matt und haltlos ist dagegen das Gemälde, welches die Verfasserin

in dem unter so viel versprechendem Titel geschriebenen Romane: „Nur ein armes Dienstmädchen“ uns aufstellt. Wahrlich, man kommt in Versuchung zu glauben, Amalie Winter habe diese beiden Romane nur darum geschrieben, um zu beweisen, wie trefflich gelungen und wie gänzlich verfehlt man einen Stoff behandeln kann, der hinsichtlich seiner Handlung und in der Sphäre, in welcher er sich bewegt, nicht zu den undankbarsten gehört. — —dt.

Buch der Jugend. In Sonetten und Liedern von Caspar Schobor. Bamberg, Züberlein. 8. XIV und 160 Seiten.

Als wir in Nr. 23 d. Bl. desselben Verfassers kleine Schrift: „Ueber die musikalische Tragödie“ anzeigten, begannen wir damit: „Der Verfasser muß noch ein recht junger Mann seyn,“ und dieses zweite Werk von ihm zeigt, daß wir uns darin nicht geirrt haben. Schon der Titel bürgt dafür, aber Vorwort und Inhalt noch weit mehr. In jenem schildert er sich selbst, seine inneren Erlebnisse, seine Ansichten, seine Strebungen offen, ehrlich, innig. Es thut wohl, so unbefangene, gemüthvolle, anspruchlose Aeußerungen zu lesen. Dann sagt er über den Ton dieses Büchleins: „Sein Inhalt sind Klänge der Lust und der Zufriedenheit, der ruhigen Beschauung aus einer schönen Zeit. Ein glücklicher Sommer, den der Verfasser im Vereine mit seinen Lieben zubrachte, hat die Flamme seiner Poesie angefaßt. Er will diesen glücklichen Frühling seines Lebens nicht vertilgen, so wie er jede innige Empfindung, jeden ernstern Augenblick, jede hohe Stimmung der Erinnerung werth hält.“

Recht wahr und schön ist auch der Schluß:

„Das erste Werk schreibt jeder Dichter für sich. Es ist ein heißes Bedürfniß seiner Seele und wird daher selten objectiv, beinahe immer subjectiv werden. Deshalb muß der junge Dichter um Nachsicht und ein geneigtes Dhr bitten. Da er indessen immer Empfindungen und Gedanken bringt, die in dem Herzen eines Jeden auch ein süß geklungen haben, oder noch klingen, so wird man seinen Versuch immer mit Güte und Liebe aufnehmen.“

Möge sich daher der Leser diese kleine Sammlung von Liedern gefallen lassen. Einst bringt der Verfasser Blumen von blühenderen Farben, einer noch sonnigeren Flur, der Flur der menschlichen Seele entsprossen. Bis dahin läßt er den lauen West um seine Saiten spielen und sucht das Gefäusel seiner Lyra zu erklären. Die Biene fliegt am Morgen aus und bedenkt nicht zuvor, wo sie die durchhonigten Blumen antreffen werde; aber sie ist geschäftig und thätig, und am Abende ist ihre Arbeit gesegnet; so begiebt sich der Dichter auf die Flur der menschlichen Empfindungen, kostet die bitteren und süßen Blumen, läutert das Genossene, daß es als reines Opfer am Altare der Liebe brenne.“

So erhalten wir denn im Buche selbst eine Reihe Sonette, dann größere und zuletzt kleinere Lieder und Strophen. Auch in Balladen- und Ghafelen-Formen versuchte er sich. Vollendetes darf man nicht erwarten, aber über das Ganze ist ein solcher Hauch der Innigkeit und des Ungezwungenen gegossen, daß selbst einige kleine Nachlässigkeiten weniger stören, als zum Gepräge des Ganzen gehören. Im Fortschritt des Lebens, geschult und gereift, wird uns der Dichter gewiß noch recht willkommene Gaben schenken. Auch für diese vorliegende werden ihm befreundete Gemüther danken. Th. Hell.

Gedichte von Casar v. Lengerke. Gesamtausgabe. Danzig, Verlag und Druck von Fr. S. Gerhard. 1843. (372 S.)

Der Dichter ist dem Kaufmanne zu vergleichen, der seine Waaren ausstellt. Da ist dem Einen im schlichten Kleide alles zur Schau Gestellte recht, dem Anderen nicht gut genug, selbst das Beste. Dem ist die Waare zu leicht, dem zu schwer. Der lobt und es wird ihm schwer zu bestimmen, welchem Stoffe er die Wahl geben soll; jener feilscht und tabelt, und ärgert sich noch obendrein über das dem Kaufmanne gewordene Lob. Noch übler, als der Kaufmann, ist in unseren Tagen der Dichter daran. Wahrhaftig, ich beneide keinen um das edle Loos, ein deutscher Dichter zu seyn.

Daß Lengerke ein solcher ist, zeigt die vorliegende Sammlung hinlänglich, und der Beweis dafür würde um so sicherer zu führen seyn, hätte der Dichter bei Herausgabe seiner Dichtungen sich an eine strengere Zusammenstellung und Abtheilung derselben gebunden. Doch die Sammlung wird auch in der Gestalt, wie sie uns der Dichter bot, ihre Freunde finden, die sich an dem Ernste des Dichters, wie an seinem unbefangenen

Frohfinn, an der sanftglühenden Wärme und Innigkeit seiner Empfindungen, wie an der lebenswarmen, bildlichen Anschauung, der ächten, gefälligen Simplicität und Wahrheit der meisten seiner ausgestellten Gemälde erwärmen werden. Freundschaft und Liebe, stille Freude an den Schönheiten der Natur und ein wehmuthvoller Rückblick auf entflozene Stunden entlocken seinem Herzen Klänge, die auch in unserem Herzen wieder tönen.

Zwei seiner didaktischen Gedichte mögen hier eine Stelle finden:

Mahnung.

Wenn Du hinaus die Schritte lenkest
So stillen, müden Angesichts,
Und man Dich fragt, woran Du denkst,
Hört man erwidern Dich: an nichts!

D scheuch die träge Ruh von hinnen,
Im Innern sey es reg und hell,
Und edles Streben, ernstes Sinnen
Belebe Deines Auges Quell.

Sonst wird, belauschend Deine Mienen,
Der böse Feind nicht ferne seyn,
Der giebt, bereit Dir stets zu dienen,
Gedanken Dir, doch böse, ein.

Der Fels im Meere.

Die Klippe ragt im Meere
Aus öder Fluth allein,
In Schwermuth drüber leuchtet
Der bleiche Mondenschein.

Es ist am Fels gescheitert
Manch' Schiff mit Maus und Mann,
Es wandelt der Mond vorüber,
Blickt ihn voll Vorwurf an.

Der Fels steht kalt und schweigend,
Er's nicht beachten will,
Nur seine Mitverschwornen,
Die Wogen grollen still.

Als Beleg für das oben Gesagte führen wir noch die Gedichte an: „Im Sturm,“ „Sonntagsfrühe,“ „Zur Winterzeit,“ „Weltschmerz,“ wo es heißt:

Es faselt viel von Weltschmerz
Manch' narbenloser Held;
Nur was verlegt des Edlen Herz
Ist Schmerz der ganzen Welt.

„Das freie Wort,“ „der Pfaffe,“ „späte Begegnung,“ „die Töne aus der Ferne,“ „an Benoni's Grabe,“ sehr gemüthlich. „Die Entscheidung,“ „Fragen eines Sohnes,“ „in der Frühe,“ „der Verräther,“ „die Schwalbe,“ „vom armen Hahn,“ „Gastgebot,“ „Gebetslehre,“ „auf der Anatomie,“ originell. „Der Verlorene,“ ein Gedicht, das uns an Levitschnigg's schlafende Buhlerin erinnerte. „Der Irre,“ „der Sarg der Bettlerin,“ „Phryxos,“ „die zwölf Apostel,“

eine sehr gut gebildete Legende. — Die äußere Ausstattung ist eine sehr freundliche.

Wien in satyrisch-komischen Spiegelbildern.

Eine Sammlung unterhaltender Skizzen aus dem hiesigen Volksleben von K. Nicodemus. Erste und zweite Lief. (58 und 58 S.) Wien, bei Lauer und Sohn. 1843.

„Die Fasching-Dienstag-Reboute, der Hausmeister und Alles will höher hinaus,“ bilden den Inhalt der zwei ersten Lieferungen. Glasbrenner hat durch sein „Berlin“ einen eignen Weg gebahnt. Ihm sind Viele gefolgt; aber am glücklichsten hat ihn nach meiner Ansicht nur erst Einer erreicht. Senff in Leipzig ist dieser Eine. Es gehört allerdings auch ein eigenes Geschick dazu, solche Bilder zu entwerfen, die dem Volksleben so recht eigentlich abgelauscht sind. Aber auch vorliegende Spiegelbilder werden ihre Freunde finden. Sie sind mit vielem Geschicke entworfen und geißeln im heitersten Humor und oft schlagendsten Witz unsere Zeit.

Besonders anziehend ist das Genrebildchen „Alles will höher hinaus!“

Die Ausstattung ist eine freundliche.

Frühlingsblüthen. Balladen und lyrische Gedichte von G. Roland. Berlin, in Commission bei J. Springer. 1843. (87 S.)

Bilder aus Tscherkessien. Von G. Gaillard. Berlin, Challier und Comp. 1843. (23 S.)

I. Im Vorworte spricht der Verfasser: „Weichen, empfindungsvollen Herzen, die in dem Rauschen des dürrn Laubes zc. die Stimme erkennen, die uns erinnert, daß etwas Höheres zc. in uns lebt, solchen Zartfühlenden weihe ich die Blüthen meines Lebensfrühlings, welche ich nur auf Verlangen meiner Freunde der Deffentlichkeit übergebe zc.“

Ob das wieder ein Deckmantel seyn soll, durch welchen die Freundschaft und Liebe in der Regel entheiligt und die Poesie gemißbraucht wird, mag dahin gestellt bleiben. Zu entscheiden, wer die Schuld trägt, daß diese Blüthen veröffentlicht wurden, ist ein kritischer Casus, jedenfalls hätte der Verfasser seinen Freunden noch kein Gehör schenken sollen. Ausgezeichnetes enthält die Sammlung nicht. Das alte Thema über Lenz und Liebe ist sehr prosaisch abgehandelt und die Balladen, deren einige man kaum als solche erkennt, sind zu breit als daß sie ansprechen und befriedigen könnten. Daß der Verfasser übrigens poetisches Talent habe, zeigen die

beiden Gedichte: „die Kaisergruft“ und „des Sängers Freiheit,“ aber dieses Talent muß erst ausgebildet werden.

II. Der Verfasser hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt, Bilder aus dem Leben eines Volkes zu geben, dessen eigenthümlicher Character beinahe an das Abenteuerliche gränzt. Schwierig ist seine Aufgabe dadurch geworden, daß er diese Bilder uns poetisch zur Anschauung bringen wollte. Es sind allerdings nur kurze Blicke, die man in das wilde, rohe Treiben jenes Volksstammes werfen kann. Wer daher die kriegerischen Tscherkessen und das Leben derselben noch nicht genau kennt, wird sie durch vorliegende Bilder eben so wenig kennen lernen.

Damit soll aber die Arbeit des Verfassers nicht verworfen werden. Die Zeichnung ist im Ganzen gut und verräth sogar hin und wieder eine geschickte Hand, die den Pinsel zu führen wußte. Aber hätte der Verfasser den herrlichen Gzaar wirklich nicht anders zeichnen können? E. Kohren.

Berliner Wespen. Herausgegeben von Feodor Wehl. Leipzig, Reclam jun. 1843. Erstes Heft. 12. 48 S.

Alph. Karr's französisches Unternehmen hat offenbar dieses deutsche hervorgerufen. Wespen zeichnen sich freilich durch den Stachel aus, also ist auch dieser in dieser Monatschrift die Hauptsache wie in jener. Aber der Franzose scheint uns doch etwas minder giftsaugend und herbverlegend, als der Deutsche, und wir möchten daher diesem rathen, über manches lustiger hinwegzufliegen. Was er von der Stadt hält, die er sich zum Stichblatte ansehen hat, zeigen gleich die Eingangsbilderungen:

„Berlin ist eine große Stadt, aber sie hat noch kein Bewußtseyn ihrer Größe, und weil sie dieses bis jetzt nicht hat, ist sie auch weder das Haupt, noch das Herz des preussischen Staates, sondern nur der Magen.“

„Das Haupt ist bis jetzt immer noch Königsberg, das voll scharfen, practischen Verstandes, wie ein gepanzerter Held des Nordens steht und seine kernigen Reden wie Schwertklingen und Kolben führt. Das Herz dagegen schlägt und pocht am preussischen Rhein. Das ist warm, vollblütig und glühend. Wo man die Hand hinlegt, fühlt man es pulsen. Königsberg ist der Antonio, der preussische Rhein der begeisterte Tasso, Berlin ist der Schlemmer, der Dickwanst, der prahlerische Fallstaff, die Memme aus Instinct. Er hat eine lackirte Zunge und ein ledernes Herz, er trinkt Weißbier und reißt Witz.“

„Berlin hat kein Bewußtseyn seiner Größe, weil

es kein politisches Bewußtseyn hat. Berlin nimmt alle Charactere an, aber keinen Character, alle Gesinnungen, aber keine Gesinnung. Berlin hat keine Deffentlichkeit wie London und Paris, wo die Politik ihre Stimme erheben und ihre geheimsten Tiefen offenbaren kann. Weil Berlin aber keine Stimme hat, hat es auch keine Stimmung.

„Berlin hat kein politisches Bewußtseyn, weil es kein historisches Bewußtseyn hat. Berlin ward nicht wie London und Paris, der offene Schauplatz, wo die Historie als Hamlet oder Lear auf die Bretter trat und mit ihren Reden die Welt erschütterte. Die Häuser, Straßen, Plätze von Berlin sind keine geschichtlichen Denkmäler, sie haben kein Gesicht, keine Physiognomie, keinen Ausdruck durchlebter Ereignisse. Die Steine in Berlin zeigen keine Fußspuren, die die echerne Zeit im Darüberstreiten zurückgelassen. Berlin hat Geschichten, aber keine Geschichte. — Welche Daten fehlten in der Historie, wenn Paris und London fehlten? Berlin aber kann man streichen und keine Jahreszahl geht ihr verloren. Berlin ist nur die Stadt, wo sich die Weltgeschichte zur Ruhe setzt. Wenn sie matt und müde geworden, und einen Zwischenact hat, besucht sie Berlin und läßt sich von den Raumer'n und Barmhagen von Ense'n censiren und von den Förster'n und Kopisch'en besingen.“

In ähnlicher Art folgt nun eine Zahl größerer und kleinerer prosaischer Aufsätze, so wie ein Gedicht: „Auf einem Ritt zu Heinrich Kleist's Grabe bei Potsdam.“ Auch dem Theater und Concerten ist, wie billig, ein ziemlicher Raum vergönnt und die Wespen verläugnen auch da ihre Natur nicht.

Th. Hell.

Ausflug nach Wien und Preßburg im Sommer 1839. Von Dr. Friedrich Hurter. Schaffhausen, in der Hurter'schen Buchhandlung. Zwei Theile.

Wenn irgend einen Reisenden Eigenschaften des Kopfes und des Herzens in hohem Maasse beriefen, der Beobachter deutscher Städte und deutscher Länder zu werden, so ist es der Verfasser obengenannter Schrift. Die Wärme und Frische der Darstellung, die Lebendigkeit und Vielseitigkeit des Inhalts, die Kraft der Sprache, die Tiefe und der Ernst, womit die erkannten Wahrheiten niedergelegt werden, setzen diesen Reisebericht unter das Beste und Gediegenste, was die Reiseliteratur aufzuweisen hat. Unser Reisender hat nichts von der geschraubten unruhigen Genialität, die oft in's Barocke

ausartet, nichts von der naiv seyn sollenden Coquetterie mit dem lieben Ich, nichts von den aristokratischen Belaitäten und dem affectirten Wesen, das wie natürlich aussieht, und worin sich die modernen Reisenden, namentlich die Verfasser der aristokratischen Reise-Literatur, welche beinahe eine eigene Abtheilung bildet, so gerne gefallen; er ist und bleibt ein ruhiger, besonnener, einfacher, ohne jedoch nüchtern zu werden, entschiedener Beobachter und Erzähler. Er denkt und schreibt im conservativen Geiste. — — Der Weg unseres geistreichen Wanderers ging über Constanz, Lindau, Bregenz, Hohenems, Feldkirch, Landeck, Innsbruck, Hall, Schwaz, Berchtesgaden, Hallein, Salzburg, Ischl, Lambach, St. Florian, Linz, Melk, Krems, Göttweich, nach Wien und Preßburg. Von Preßburg ging er über Wien, Mödling, Lilienfeld, Linz, Wilhering, Salzburg, München und Augsburg nach Schaffhausen zurück. Reich, schön, groß und großartig war also das Gebiet, das von ihm durchwandert, von ihm durchforscht ward. Was durch eine Merkwürdigkeit des Individuums oder der Nation, durch bedeutende Bau-, Kunst- und dergl. Werke, durch das Walten höherer Intelligenz, durch die Einrichtungen bedeutender Dynastien oder Persönlichkeiten wichtig, durch die Erinnerungen der Sage interessant ist u. dgl., findet von dem Verf. in seinem Werke die rechte Stelle. Der ungeschminkte Ton seiner Erzählung, der treue Ausdruck, welcher seine Bestimmung unmittelbar von den Gegenständen vor ihm erhält; ein reiner, ruhiger Blick, der sieht, was da ist, sich nicht blenden läßt, der aber auch nicht geblendet seyn will, oder nach der Verblendung Anderer gelüftet, die Ehrfurcht für die Vergangenheit, das Bild, welches er sich von der Gegenwart gestattet hat, die Gabe, energisch und doch nicht schroff seine Ansichten aufzustellen und die Ansichten anderer zu beleuchten oder zu rügen, die ungesuchteste Art, sich über Staat, Regierung, Volk, Individuum, Sitte, Gewohnheit, Culturzustand u. dergl. auszusprechen, endlich die unverschleierte Darlegung seines eigenen Dafürhaltens und Glaubens u. dgl. sind die ausgezeichneten und lobenswerthen Vorzüge des Verf. in dem benannten Werke, welche das gebildete Publicum erkennen und dankbar aufnehmen wird. Gegen unseren Willen hat sich die Anzeige dieses trefflichen Buches bis heute verzögert, aber um so dringender empfehlen wir es dem verehrlichen Publicum zur Anschaffung.

Die äußere Ausstattung des Buches ist ebenfalls sehr lobenswerth.

F. J. A. Schneidawind.